Die alte Salome [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573255

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

P. Konke

Die alte Salome.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Sittenbild aus dem Bauernleben von **Jakob Boßhart**, Küsnacht.

(Fortsetzung).

Stöffi und Dorothe mochten fühlen, daß der erste Sturm auf das Sparheft nicht klug ausgeführt worden war; sie hüteten sich deshalb in den folgenden Wochen davon zu reden, und das Knechtlein empfing seinen ersten Monatslohn, ohne daß dem Schatz im Linnenhemde ein Leides angethan worden wäre. Ja, die alte Salome bekam nun fast gute Zeiten zu schmecken: es war, als hätten Dorotheas Augen auf einmal ihren bösen Blick verlernt und ihre Zunge die Schärfe verloren, und von Stöffi bekam die Alte nun zuweilen wieder das Wort Mutter zu hören und zwar mit dem rechten Klang und öfter auch wieder von den Kleinen den Koseruf ‚Grosi‘; denn Vater und Mutter zeigten nun den redlichen Willen, Dövi und Gritli zur Artigkeit zu erziehen.

So verging der Sommer. Einst ging der Moosbrunner Vetter an der Hell vorbei, und wie er die alte Salome im Obstgarten Aepfel aus dem Grase lesen sah, nahm er sich die Mühe, den kleinen Umweg zu ihr zu machen.

„Wie geht's und wie steht's in der Hell?“ fragte er sie, „hast du gute Tage?“

„Ich danke für die Nachfrag', Vetter, ‚sie‘ sind recht zu mir, wenn ich nur selber mehr wert wäre; es ist ein Jammer, zum Essen heil zu sein und zum Schaffen lahm“.

„Nun, du hast genug gewerkt in deinem Leben und gehst ja auch jetzt nicht müßig, wie ich sehe. Hast du auch von der Sohnsfrau nichts zu leiden?“

„Sie ist wie ein umgekehrter Handschuh; was recht ist, soll man recht gelten lassen.“

Der Moosbrunner war überrascht von diesem Bescheid und stand ein Weilchen schweigend bei der Base, grübelte sich mit dem kleinen Finger im Ohr und sann darüber nach, wie eine solche Eintracht in der Hell könne eingekehrt sein. „Da brenzelt ein Braten an einer Brühe und die Alte riecht ihn nicht!“ Er hätte ihr gerne gesagt: „Man soll nicht jauchzen, bevor man über dem Graben ist! Sei auf deiner Hut!“ aber er wollte sie in ihrer Zufriedenheit nicht stören, er konnte sich ja irren mit seinem Argwohn. Er wendete das Gespräch auf einen andern Gegenstand: „Wie steht es zwischen Stöffi und dem Niederwyler? Haben sie schon miteinander gehäkelt?“

Diese Frage störte Salome in ihrer gelassenen Ruhe und sie richtete ihren krummen Rücken etwas auf. „Der Niederwyler ist nicht, was ich einst meinte! Wenn er es könnte, er würde Stöffi das Hemd vom Leibe nehmen! Ich begreif' nicht, daß Mädi das zugibt!“

„Ja, Base! könnte man das Geld von den Bäumen schütteln, man würde es nicht von den Leuten nehmen! Und dann weißt du ja, wie man sagt: ‚wo das Erben beginnt, die Freundschaft schwind't!‘“

„Ja, aber man sagt auch: ‚Wer aufs Erben baut und auf Mondschein geht, kommt zu früh oder kommt zu spät!‘ Wer mehr holen will, als ihm gehört, trägt des Teufels Segen nach Haus.“

„Hat der Richter noch nicht gesprochen?“

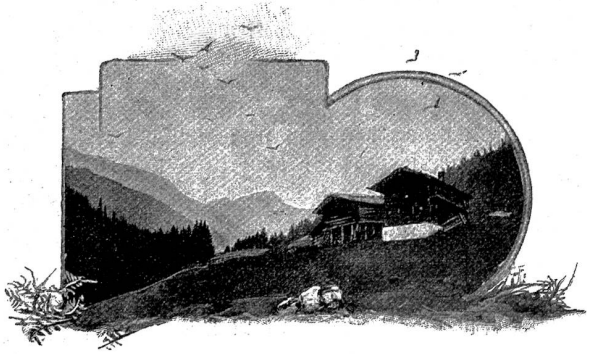
„Freilich, aber der Stöffi sagt, jetzt gehe es erst recht los und man werde dem andern endlich zeigen, wo Barthel den Most hole! Heute ist er in die Stadt zu einem Fürsprech gegangen.“

Der Vetter schüttelte den Kopf. „Das ist nicht gut, sie sollten sich gütlich vergleichen!“

„Ja, das Wort ist schon recht, Vetter! Aber Stöffi könnte vergleichen, bis er den Hof nicht mehr zu halten vermöchte und am Bettelstab hinken müßte! Weißt du, was der andere verlangt? Dreitausend Franken! Ist das nicht ein Sündengeld?“

„Ja, Kümmerli meint es redlich mit dem eigenen Sack,“ sagte der Moosbrunner und ging seines Weges; bei sich aber dachte er: „Du gute Salome! Ich mag dir die Tage ohne Kränkung schon gönnen, aber, aber... ich traue dem Frieden nicht!“

Am Abend kam Stöffi in der Dämmerung nach Hause. Er trug die linke Schulter auffällig hoch, als hätte er eben eine Ohrfeige erhalten und eine zweite abzuwehren gehabt. Er hatte gegen seine Gewohnheit über sein Maß getrunken und fand alles im Hause verkehrt: kein Geschirr war an seinem Platze, keine Kuh stand beim Melken recht oder fraß, wie es sein sollte; den ‚Weibertrost‘ fand er fad, wie Wasser von der Dachtraufe und die Kartoffeln ohne Salz und Schmalz. Er aß nichts und erwartete, man werde ihn nach dem



Grunde seiner übelen Laune fragen; aber die Frauen schwiegen. Endlich konnte er die Flüche, die ihn plagten, nicht mehr bemeistern, und er ließ sie von der Kette, und waren sie nach seiner Meinung zu schwach, so half er dem Ausdruck mit den Fäusten nach, und der Tisch hatte eine böse Stunde.

Das Fluchen that Stöffi wohl wie immer, und er fing nun an zu berichten, wie es ihm bei den Advokaten ergangen sei. Das seien Schelme, sagte er, die man ohne Federlesens an den ersten besten Ast oder Nagel aufknüpfen sollte. Statt einem zu seinem Recht und seiner Sache zu verhelfen, dächten sie nur an den eigenen Sack und Bauch! Er sei bei zweien gewesen und beide hätten von ihm einen Vorschuß verlangt, dann erst wollten sie sich seiner Sache annehmen. „Ich begreife die Rappenschinder nicht! Da wohnen sie in Häusern, die innen und außen glänzen wie ein neuer Thaler, selbst die Treppen und Fußböden und die nicht einmal am mindesten, und dann wollen sie sich an Leuten mästen, die kaum Zeit haben, im Jahr ein oder zwei Mal ihren Stubenboden zu scheuern! Ja, heischen thun die Bauernfresser, als könnte unsereiner Geld aus Mist machen! Ich kann die Summe nicht erschwingen, jetzt am allerwenigsten, da der Zinstag vor der Thüre ist und ich aus dem Stall nichts lösen kann. Es bleibt mir nichts übrig, als den ‚Spiegel‘ zu verkaufen, und was ist mein ganzer Stall wert ohne den ‚Spiegel‘?“ So sprach er, und dann ging das Fluchen wieder los, diesmal gegen den Niederwyler, der ihn in so große Nöte gebracht hatte. Als Stöffi in solcher Weise über den bemerkenswertesten Teil seines Wortschatzes Musterung gehalten hatte, stützte er die Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hände, stierte vor sich hin und ächzte zuweilen, daß es den Tisch rüttelte und die Gläser auf dem Wandgestell erschraken.

Nach einiger Zeit brach Dorothe die Stille: „Ihr könntet ihm helfen, Mutter! Euer Geld wäre nicht schlecht angewendet und verloren müßte es auch nicht sein! Stöffi könnte euch ja etwas Geschriebenes dafür geben.“

„Damit wäre mir freilich geholfen,“ sagte Stöffi, seine Mutter von der Seite ansehend.

Salome sagte nichts, aber ihre Lippen fingen an zu beben und ihre Hand fuhr nach der Tasche, als wäre ihr Schatz drinnen gewesen und ein Dieb in der Nähe.

„Da sieht man's!“ brummte Stöffi ärgerlich, „man könnte verhungern und in Not verenden, und die eigenen Leute würden einem zuschauen, das Maul aufsperren und die Säcke zuhalten!“

Damit ging er ins Bett, die Stubenthüre unmanierlich hinter sich ins Schloß werfend. Dorothe fuhr noch einige Zeit unwirsch in Stube und Küche herum und verschwand dann auch, ohne ‚Gute Nacht‘ zu sagen.

Salome hatte eine schwere Nacht. Die Gewißheit dämmerte ihr auf, daß man sie so freundlich behandelt hatte, nur um ihr das Sparheft zu entlocken; das empörte sie und sie sann nach, wie sie den beiden einen recht auffälligen Strich durch ihre Rechnung machen könnte. Ein Glück, daß sie ihren Anschlag nicht in Güte versucht, sondern sich gezeigt hatte, wie sie waren! Sie wollte von nun auf ihrer Hut sein und die andern sollten erst lachen, wenn sie das Geldchen in ihren Taschen hätten.

Wenn Salome so weit in ihren Gedanken und Vorsätzen war, erklangen ihr aber immer wieder Stöffis Worte in die Ohren: „Man könnte verhungern und in Not verenden und die eigenen Leute würden das Maul aufsperren und die Säcke zuhalten!“ Und sie sagte sich: „Zur Arbeit tauge ich nicht mehr und doch kann ich nicht sein, ohne zu essen: wer mag es ihnen verargen, wenn sie etwas von mir verlangen?... Aber, Salome, wenn du einmal nicht mehr deine 400 Franken wert bist, bedenk's! Glaubst du, man werde dir dann noch ein freundliches Gesicht machen? Kennst du Dorothe noch nicht? Die guten Tage sind jetzt alleweg vorbei, du magst dein Geld behalten oder nicht! Drum behalt's! Gib das Letzte, was dir blieb, nicht aus der Hand, es würde dir's niemand danken!“

Lang war die Nacht, drückend und schwer.

Am Morgen beim Frühstück überreichte Salome Stöffi das blaue Heftchen: „Da nimm! es ist alles, was ich noch habe; ich bin nun wie der Vogel auf dem Zweig und es wird Winter.“

„Soll ich dir etwas Schriftliches geben, Mutter?“

„Nein, Stöffi, das mag zwischen fremden Leuten, die sich nichts angehen, recht sein; wenn eine Mutter dem Sohn ihr Letztes gibt, so will sie kein Papier dafür.“

„Du hast recht, vergessen wird es dir nicht.“

Salome gab sich keinen Täuschungen hin. „Es wird nun kommen, wie es muß: sie müssen leben und ich muß sterben, ich konnte nicht anders handeln, als ich that.“ — — —

Die Großmutter hatte nun wieder gute Tage. Stöffi konnte seinen Prozeß betreiben und brachte ohne große Anstrengung den Jahreszins für seinen Hof zusammen; so war er friedfertig gesinnt und das ganze Haus mit ihm. Salome aber freute sich nun fast, in der Hell so viel Zufriedenheit gestiftet zu haben.

An einem lieblichen Tag im Spätherbst brach Stöffi früh am Morgen auf, zuversichtlich, wie es schien, aber mit einer geheimen Angst in der Brust. An dem Tage sollte der Prozeß zum Austrag kommen. „Wünsch' Glück!“ sagten Dorothe und Salome, wie er durch die Thüre schritt, und als er schon am Garten vorbeiging, rief ihm seine Frau noch nach: „Hast du auch den ‚Befund‘ nicht vergessen?“ — „Nein, nein!“ gab er zurück.

Stöffi hatte sich nämlich vom Arzt zu Altenau ein Zeugnis über die Bresthaftigkeit seiner Mutter ausstellen lassen und es schien ihm trefflich geraten. Da war von ihr viel Schlimmes zu lesen, wie sie zum Arbeiten ganz untauglich sei, sich selber nicht mehr zu regieren vermöge und sogar zum Ankleiden und Essen fremder Hände nicht entraten könne. Das mußte den Ausschlag geben. Einen Mann, der für eine so elende Mutter zu sorgen hatte und dabei in der Hell hausen mußte, konnte man doch nicht durch einen geldgierigen Schwager aussaugen lassen!

Salome hatte man aus Schonung von dem Zeugnisse nichts gesagt.

Gegen Abend, früher als man geglaubt hatte, kehrte Stöffi aus der Stadt zurück, finster wie eine Wetterwolke, die Hagel mit sich trägt. Er war hungrig, und doch, als man ihm die Resten des Mittagessens vor-

setzte, schmeckte ihm nichts, und als er Wein einschenkte, goß er die Hälfte auf den Tisch, ohne es zu merken.

„Du hast verloren!"

„Ja," knurrte er, und zur Mutter gewendet: „Wegen der da!"

Sie sah ihn fragend an und begriff nicht. Was hatte sie mit dem Prozeß zu schaffen?

„Oh, gelogen haben sie, daß ihnen die Hälse aufgeschwollen sind. Eine kerngesunde Frau seiest du! das haben sie gesagt, eine Schafferin, wie's kaum eine zweite gebe 's Land auf und 's Land ab! Darauf hat aber mein Fürsprech die rechte Antwort gefunden: ‚Ist die Salome eine so seltene Arbeitskraft, so wollen wir sie dem Kümmerli abtreten und er soll dann, wie's recht und billig ist, sich mit weniger Geld begnügen! Solch eine Arbeiterin ist doch wohl auch ein Stück Geld wert, nicht?' Gelt, das hat er gut gesagt!"

Die Rede ängstigte die Großmutter; sie fragte hastig: „Und die Richter?"

„Schelme sind sie allesamt! 2000 Franken soll ich dem Lumpenküfer zahlen! 2000 Franken! Ich werde Tag meines Lebens ein elender Schlucker sein! Aber Gott straf' mich, wenn der andere beim vollen Napf lachen soll! Er wird ein Haar in der Suppe finden! Morgen früh ziehst du nach Niederwyl!"

„Ich? Was soll das heißen?" fragte Salome ängstlich.

„Das Gericht sagte, für deinen Unterhalt müßten wir gemeinsam aufkommen: Ich habe dich seit dem Tode des Vaters gehabt, fünfviertel Jahr lang, nun ist die Reihe an ihm, das sollst du ihm morgen berichten!"

Salome starrte ihn an, sie begriff den Sinn nicht; er konnte es nicht so meinen, wie er es sagte. „Stöffi, das ist dir nicht ernst!"

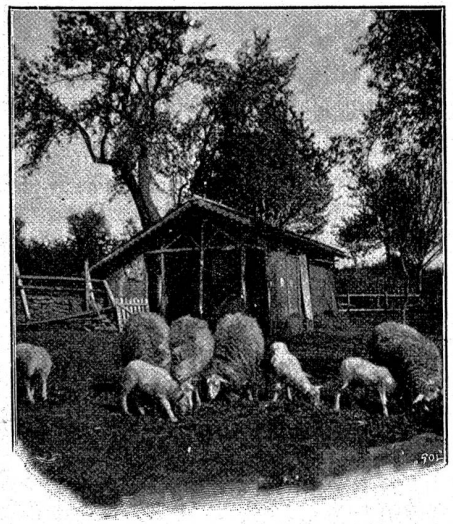
„Was? nicht ernst? Meinst du, er solle sich über mich lustig machen? Nein, er soll die seltene Arbeitskraft haben! Das hat mir mein Fürsprech so geraten. Denn, wenn ich einmal zu ihm ginge und heischte ein Kostgeld für dich, er würde mir sagen, du verdienest dein Essen alleweil noch, und ich müßte ihm jeden lumpigen Rappen abprozessieren! Nein, er soll die seltene Arbeitskraft haben!"

Salome wußte nichts zu erwidern als: „Stöffi, wie kannst du mir so etwas zu leide thun!"

„Wer spricht davon, dir etwas zu leide zu thun? Verstehst du mich denn nicht? Nicht dir, ihm, dem Lumpenküfer, will ich die Suppe versalzen! Der Hund hat mich nun fast ein Jahr lang gequält und mir den Schlaf gestohlen und ich soll ihm keinen Fußtritt geben dürfen? Zu was hat man Fäuste, wenn nicht zum Hauen?"

„Was kann ich dafür, daß ihr euch nicht vertragt? Bedenkst du nicht, was für ein Leben ich in Niederwyl haben würde? Stöffi, thu' mir so etwas nicht an!"

„Es ist ja nicht für ewig! Verstehst du denn gar nichts mehr? Glaubst du, er werde dich lange auf dem Hals haben wollen? Und gerade jetzt, da der Winter kommt und du ihm in seiner engen Hütte an allen Ecken und Enden im Wege steh'n wirst und nichts arbeiten kannst? Glaub' mir, er wird nachgiebig werden wie ein Wollenstrumpf und froh sein, dich wieder in die Hell schicken zu können mit einem freundlichen Gruß und mit dem Bericht, er wolle sich von den 2000 Franken ein hübsches Teilchen abklauben lassen!"



Er sagte das in einem Tone, als hätte es sich darum gehandelt, ein Stück aus seinem Stall für ein paar Wochen an eine fremde Krippe zu binden. Fragt man das Vieh, ob es ihm lieb oder leid sei? Man legt ihm einen Strick um die Hörner und ruft: „Hü!"

Die arme Alte sah nun ein, daß er im Ernste so sprach, und sie verlegte sich aufs Bitten: „Ich bin einmal deine Mutter gewesen, Stöffi, willst du, daß ich dir im Tod fluche? Laß mich in der Hell sterben! Denk' daran, daß ich für keinen Menschen so viel gethan habe, wie für dich .... ich will es dir ja nicht vorhalten, es war meine Schuldigkeit, aber ich meine nur .... Und dann: bin ich allein schuld, daß ich so gar elend bin? Hättest du mir an dem Tage, da Glatteis war, die Milchtanse abgenommen, ich könnte mein Brot verdienen, wo ich wollte!"

Diese Worte waren unvorsichtig gesprochen; Stöffi fuhr auf: „Da hat man's! Wenn du nicht zu dir siehst und hinfällst, nachher ist der Stöffi schuld! Alles bleibt am Stöffi kleben und jeder wischt an ihm die Schuhe ab! Es ist, um aus der Haut zu fahren!"

Die schroffen Worte brachen Salome, sie fing an zu schluchzen, barg das Gesicht in der Schürze und flehte wie ein Kind: „Schick' mich nicht aus dem Haus."

Ein Jammer lag in diesem einfachen Worte, ein so unsäglicher Jammer, daß selbst Stöffi gerührt wurde und die Reue sich in ihm regte.

„Ich kann sie nicht fortschicken," sagte er sich und sann nach, wie er schicklich einlenken könnte. Dorothe, die bis dahin fast nichts gesagt hatte, beobachtete ihn und erriet, was in ihm vorging. Sie mußte eingreifen: „Das ist freilich ein Grund zum Heulen, ein paar Tage nach Niederwyl zur Tochter zu gehen! Es ist ja, wie Stöffi sagte: es soll nicht für ewig sein und nicht euch zu leid! Es ist ein kleiner Dienst, den man von euch verlangt, weiter nichts! Aber wie habt ihr's! Ihr werft uns vor, was ihr Großes für uns gethan habt, und sollt ihr einmal etwas anderes als Worte machen, so fängt ihr an zu flennen, daß das Haus überschwemmt wird! Die Füße unter den Freßtisch strecken und die Hände darauf legen, das ist alles, was ihr noch könnt! Herrgott, erlöse uns von unserem Uebel!"

Stöffi fand keinen Gefallen an der Rede seiner Frau und zog die Brauen finster zusammen; um ihr nicht widersprechen zu müssen, ging er hinaus, indessen entschlossen, die Mutter nicht aus dem Hause zu stoßen. „Wenn es ihr so weh thut . . ., nun . . . . sie ist doch schließlich meine Mutter! Gegen sie habe ich ja nichts, wie sollte ich auch! Ich wollte ja nur dem Niederwyler einen Streich spielen!"

Salome entgegnete auch nichts auf Dorotheas Worte, aber sie schnitten ihr viel schmerzlicher ins Herz, als Stöffis Rede, denn sie wußte, daß die ‚Junge' nicht aus Unverstand, sondern aus Bosheit so sprach.

In der Nacht zankten sich Stöffi und seine Frau in ihrer Kammer. Sie warf ihm vor, er sei eine Wetterfahne, jeder neue Wind drehe ihn nach einer andern Seite; nie sei er imstande, etwas durchzusetzen oder ‚polzengerad' seinen Weg zu gehen.

Er dagegen wollte nichts Feindliches gegen die Mutter unternehmen. „Hast du vergessen, daß sie uns mit ihrem Sparheft aus der Not geholfen hat? Kann man die Mutter aus dem Hause treiben, nur um einen andern zu ärgern?"

Hätte Salome sich am Morgen nochmals aufs Bitten verlegt, er hätte ihr, Dorothea zum Trotz, nicht widerstrebt. Aber sie schwieg, wechselte keinen Blick mit den beiden und rührte auch nichts mehr an. Dorotheas Worte hatten ihr den Aufenthalt in der Hell verleidet. Stöffi aber dachte: „Will sie sich drein schicken, so mag es mir schließlich auch recht sein, zu was hat sie eine Zunge, wenn nicht zum Reden?"

So schwieg der Bauerntrotz und Bauernklotz. Er sah die Mutter ungern scheiden . . . aber . . . „Nun, sie wird ja schon wieder kommen. Und vielleicht ist es besser, sie geht: Bliebe sie, so hätte ich mit meiner Frau einen ewigen Zank . . . ."

Salome stieg in die Kammer hinauf, um von den Kindern Abschied zu nehmen. Hansli hatte die Augen noch geschlossen, sie weckte ihn nicht und legte ihm ein paar rotbackige Aepfel aufs Bettchen, damit er sie beim Erwachen gleich fände und sie ihn anlachten und er sie wieder. Dann, ohne auf das Frühstück gewartet zu haben, verließ sie das Haus, in einem Augenblick, da Dorothe und Stöffi sie nicht sahen, und schritt Altenau und Niederwyl zu, gebeugt und elend.

Als sie in Niederwyl ankam und an den Fenstern ihres Schwiegersohnes vorbeiging, bemerkte sie in der Stube eine große Bewegung; sie glaubte Kümmerlis Kopf und Rücken zu sehen und hörte eine Thüre klappen. Sie klopfte an und trat ein. Mädi war allein und schälte Kartoffeln. Sie empfing die Mutter mit gezwungener Freundlichkeit und entschuldigte ihren Mann: er sei am Morgen fortgegangen und kehre vor Abend wohl nicht wieder heim.

Während die beiden Frauen etwas verlegen miteinander sprachen, schlichen Mädis Kinder herein, fünfe, alle fast gleich groß, dürftig gekleidet und bleichwangig.

„Gebt der Großmutter die Hand! Kennt ihr sie nicht mehr, die Großmutter aus der Hell?"

Die Kinder betrachteten die alte Frau scheu und, anstatt ihr näher zu treten, guckten sie nach ihren Händen und eines der Kleinsten fragte die Mutter: „Hat sie uns nichts gebracht?"

Daran hatte Salome nicht gedacht; sie schämte sich nun, mit leeren Händen gekommen zu sein, und zog das Geldtäschchen hervor, das ihren ganzen Reichtum enthielt. Sie prüfte den Inhalt, es waren fünf Münzen drin von ungleichem Wert, für jedes der Kleinen eine. Sie besann sich einen Augenblick und drückte dann ihr Vermögen in die kleinen, unsaubern Händchen, obschon Mädi es ihr wehren wollte, freilich nur zum Schein, denn als es geschehen war, sagte sie zu den Kindern: „Dankt der lieben Großmutter und gebt mir eure ‚Batzi', ihr verliert sie sonst!" Damit steckte sie das Geld in die eigene Tasche.

„Du weißt, warum ich gekommen bin," hub Salome nach einer Weile an.

„Ja, mein Mann hat gestern gebrummt, der Stöffi wolle dich auf uns abladen, so wird es denn wahr sein. Er scheint es eilig zu haben!"

„Nun, er wird gedacht haben, wenn es sein müsse, so sei es heute so gut wie morgen."

Mädi trieb die Kinder aus der Stube und sagte dann: „Uns ist es nicht gleich, heute oder später! Sieh', wir können dich jetzt nicht aufnehmen, wir haben im ganzen Haus kein leeres Plätzchen. Eine Kammer ist ausgemietet, in einer schläft der Küfergesell, und die zwei andern sind wahrhaftig für uns und die fünf Kinder nicht zu groß; ich kann doch die Kleinen nicht übereinander legen! Kurz, ich wüßte dich nirgends unterzubringen. Den Mieter kann ich nicht von einem Tage zum andern auf die Gasse stellen und künde ihm überhaupt ungern: er bringt uns etwas Geld ins Haus, und das haben wir, weiß Gott, nötig genug!"

(Schluß folgt).

Junge Liebe.

Wir saßen in der Fliederlaube;
Wir saßen schweigend, Hand in Hand.
Vom Firste girrte eine Taube,
Das rechte Wörtlein keines fand.

Doch was die Lippen scheu versäumten,
Aus Blicken sprach es, süßverwirrt,
Und was die Seelen leise träumten,
Die Taube hat es laut gegirrt. —

Emma Meyer-Brenner, Basel.